

Meine Damen und Herren,
liebe Preisträger!

Wer schon einmal bei einer Verleihung des Jonathan-Swift-Preises dabei war, der weiß: Es ist bei diesem Anlass nicht üblich, dass der Jurypräsident selbst das Wort für eine Ansprache ergreift. Für gewöhnlich mache ich hier den gehobenen PausencLOWN und sage andere Leute an, die klügere und witzigere Dinge zu sagen haben als ich. Wenn ich es heute anders halte, hat das einen ganz persönlichen Grund: Es geht um ein Thema, das mich selbst genauso betrifft wie unsere beiden Preisträger. Ich stecke, zumindest was die Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit anbelangt, im selben Zwiespalt wie sie. Bin ich ein ernstzunehmender Schriftsteller, obwohl ich – ich muss es zu meiner Schande gestehen – immer wieder Texte verfasst habe, über die ein Studiopublikum schallend gelacht hat? Oder bin ich für alle Zeit ins Unterhalterghetto verbannt, bloss weil meinen Büchern die demonstrative Humorlosigkeit fehlt, die hierzulande so gern mit literarischer Seriosität verwechselt wird? Immer wieder habe ich hören oder lesen müssen: «Für einen Unterhalter schreibt er ganz brauchbare Bücher.» Oder andersrum: «Für einen ernsthaften Schriftsteller kann er manchmal recht lustig sein.»

Lieber Herr Kling, lieber Herr Sträter, Sie wissen es: Gerade im Niemandsland zwischen U und E ist die Landschaft am interessantesten.

Aber gibt es diese Unterscheidung überhaupt? Existiert tatsächlich eine scharfe Trennlinie zwischen E und U? Oder mit anderen Worten: Gibt es wirklich einen Unterschied zwischen Kunst und Kleinkunst?

Es wird Sie nicht überraschen, dass ich der Meinung bin, dass es so etwas wie Kleinkunst überhaupt nicht gibt – es sei denn, sie werde von Interpreten unter einem Meter zwanzig ausgeübt. Kunst, in welcher Form und mit welcher Absicht sie auch stattfindet, ist immer die brillante Beherrschung eines Handwerks. Was in unserem Fach bedeutet: Wer meisterhaft mit Worten zu jonglieren versteht, ist ein Künstler. Wem die Kugeln dabei runterfallen, ist keiner. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Autor seine Jonglage dazu verwendet, die Konsumenten seiner Wortkonstrukte zu unterhalten oder zu belehren.

Wobei man gleich hinzufügen muss: Das mit der Belehrung ist bedeutend einfacher, weil man im Bereich der superseriösen Literatur nämlich leichter schummeln kann.

Wer sich als Leser mühsam durch einen hochgestochenen Text gequält hat, mag durchaus bereit sein, die Langeweile, die er während der Lektüre empfunden hat, sich selbst zum Vorwurf zu machen und zu denken: Dass ich dieses Buch nicht verstanden habe, muss bedeuten, dass es sehr bedeutend sein muss. Im Bereich der heiteren Literatur funktioniert kein solcher Mechanismus. Man kann niemandem nachträglich einreden, er habe sich bei der Lektüre eines Buches amüsiert, wenn das nicht wirklich der Fall war. Um es überspitzt zu formulieren: Die leichte Muse macht es den Autoren am schwersten. Pathos lässt sich mit dem Vorschlaghammer erzeugen. Für Ironie braucht es das ganz feine, perfekt geführte Skalpell.

Wenn das aber so ist: Wieso behandelt dann die Literaturkritik diese Sparte ihres Fachgebiets so stiefmütterlich? Wieso werden ihre meisterlichen Vertreter nicht mit Preisen überschüttet? Warum gewinnen sie zwar die Tuttlinger Krähe und den Stuttgarter Besen, aber bei den – in Anführungszeichen – «seriösen» Literaturpreisen stehen sie noch nicht einmal auf der Longlist?

Ich weiß darauf keine eindeutige Antwort und kann nur Vermutungen anstellen. Vielleicht liegt es daran, dass diese Art von Literatur nicht schwitzt. Dass sie scheinbar so leichtfüßig daherkommt, wie eine Ballerina über die Bühne wirbelt – wo man als Zuschauer ja auch nicht bemerken darf, dass sie sich für diese Leichtfüßigkeit viele Jahre im Ballettsaal gequält hat. Oder vielleicht hat es damit zu tun, dass die selbsternannten Hohepriester der hehren Künste unter sich bleiben wollen, und ein Buch gut zu finden, dass vielen Leuten gefällt, würde diese Exklusivität beeinträchtigen. Oder sie haben sich einfach das Lachen abgewöhnt, weil sie es für unter ihrer Würde halten, die Mundwinkel hochzuziehen. Ich kann mich an eine Literaturprofessorin erinnern, die in einer Fernseh-Gesprächsrunde doch tatsächlich sagte: «Ein gutes Buch ist eines, über das man Sekundärliteratur schreiben kann.»

Vielleicht ist es aber auch ganz anders. Vielleicht ertragen es manche Menschen einfach nicht, dass es Autoren wie unsere Preisträger gibt, die nicht nur feingeschliffene und perfekt formulierte Texte schreiben können, sondern schändlicher Weise auch noch in der Lage sind, diese Texte effektiv vorzutragen und – größte aller Schanden! – damit auch noch Erfolg zu haben.

Der Autor Oscar Blumenthal – für die, die ihn nicht kennen: Er schrieb das Theaterstück «Das weiße Rössl», auf dem später die gleichnamige Operette basierte – Oscar Blumenthal hat diesen Reflex einmal in einem Vierzeiler perfekt zusammengefasst:

«Du willst bei Fachgenossen gelten?

Das ist verlorne Liebesmüh.

Was dir misslingt verzeihn sie selten.

Was dir gelingt, verzeihn sie nie.»

Und weil das so ist, nehmen die ach so fachkundigen Literaturkritiker das, was sie verächtlich Kleinkunst nennen, gar nicht zur Kenntnis und verdammen deren Vertreter dazu, auch weiterhin Bücher zu schreiben, die niemandem gefallen außer den Lesern.

Als kleiner Trost für alle Betroffenen: Das war vermutlich schon immer so. Ich kann mir gut vorstellen, dass im alten Athen Sophokles und Euripides in einer Kneipe zusammensaßen, und der eine zum anderen sagte: «Ist ja ganz nett, was dieser Aristophanes zusammenschreibt, aber leider eindeutig U, während wir zwei natürlich E produzieren.»

Und dann klopfen sie sich gegenseitig auf die Schultern und bestellen den nächsten Krug Retsina.

Womit es mir doch tatsächlich gelungen ist, einen Satz in dieses Referat zu schmuggeln, mit dem man in unseren Breitengraden schon immer seine klassische Bildung unter Beweis gestellt hat: «Schon die alten Griechen.» Um diese Ansprache endgültig aus der schäbigen U- in die erlauchte E-Sphäre zu heben, fehlt jetzt nur noch der Verweis auf Goethe. Keine Angst, kommt sofort.

Ich möchte Ihnen ganz exklusiv über ein neues und überraschendes Ergebnis der Goethe-Forschung berichten, anhand dessen sich das ganze Dilemma eines Autors zeigen lässt, der zwischen U und E hin- und hergerissen ist.

Es war in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Goethe arbeitete in Weimar am zweiten Teil des *Faust*, und die Arbeit fiel ihm viel schwerer als beim ersten Teil, denn er war ja unterdessen ein Dichterkönig geworden, und fühlte sich verpflichtet, nur beste E-Qualität zu liefern, in jeder Szene mindestens eine tiefe Weisheit.

Er kam mit dem Schreiben nicht recht voran, weil ihm nämlich – aber das durfte er natürlich niemandem verraten – gleichzeitig ein anderes Projekt durch den Kopf ging, das ihm sehr viel mehr Spaß gemacht hätte: ein Räuberroman voller Überfälle, Zweikämpfe und erotischer Abenteuer. Er hatte auch schon den perfekten Titel dafür: *Rinaldo Rinaldini* sollte das Buch heißen.

Nur eben: So ein Buch darf man als seriöser E-Dichter nicht schreiben, man würde sich ja glatt seinen Ruf ruinieren. Aber irgendwann, als er schon wieder mal einen ganzen Stapel Büttenpapier nur mit Kritzeleien statt mit Dialogen gefüllt hatte, sagte Goethe: «Scheiß drauf!», oder wie immer man das als Klassiker formuliert. Legte den *Faust* zur Seite und schrieb stattdessen den *Rinaldo Rinaldini*. Und merkte dabei, dass ihm das Schreiben schon lang nicht mehr so viel Spaß gemacht hatte. Der Räuberroman war dann auch sehr bald fertig, und Goethe war sehr zufrieden damit.

Nur... Als Großdichter durfte er das Buch natürlich nicht publizieren. Die Kritik hätte ihn dafür in der Luft zerrissen. Nicht weil der *Rinaldo* ein schlechtes Buch gewesen wäre,

sondern weil es so unterhaltend war. Denn schon im alten Weimar galt die Regel: U ist bäh und nur E ist oh!

Zum Glück war Goethe ein Genie, und so löste er sein Problem mit einem genialen Einfall: Er ließ das Buch unter falschem Namen erscheinen. Und zwar nicht einfach unter Pseudonym, nein, er präsentierte dem geneigten Lesepublikum einen leibhaftigen Verfasser, wenn es auch nicht der echte war. Er suchte sich für diese Rolle den Bruder seiner damaligen Geliebten und späteren Gattin Christiane Vulpius aus, der sich schon lang für einen Schriftsteller gehalten hatte, aber immer an dem Problem gescheitert war, dass man in diesem Beruf auch tatsächlich etwas schreiben müsste.

Rinaldo Rinaldini wurde der erfolgreichste Räuberroman seiner Zeit, ein veritabler Bestseller, der fast noch mehr Auflagen erlebte als *Die Leiden des jungen Werther*. Christian August Vulpius wurde ein berühmter und gefeierter Autor, auch wenn die Kritiker meinten: «U kann er ja ganz gut, aber für E fehlt ihm jede Begabung.» Und bis heute hat nie jemand erfahren, dass der *Rinaldo* gar nicht von Vulpius geschrieben wurde, sondern von seinem Schwager, Johann Wolfgang von Goethe.

Eine schöne Geschichte, nicht? Nur schade, dass sie nicht wahr ist.

Zwar stimmt es, dass *Rinaldo Rinaldini* ein Bestseller war, und es ist auch nicht gelogen, dass sein Verfasser Goethes Schwager war. Nur dass der Herr Geheimrat das Manuskript gewissermaßen als Ghostwriter verfasst hat – das habe ich dazu erfunden. Um damit die Tatsache zu demonstrieren: Wer unterhaltend zu schreiben versteht, riskiert es, als ernsthafter Schriftsteller nicht wahrgenommen zu werden.

Um dieses schiefe Bild des Schreiberberufes ein kleines bisschen geradezurücken, hat die Jury des Jonathan-Swift-Preises beschlossen, in diesem Jahr einen Autoren auszuzeichnen, dessen Texte nicht einfach E und nicht einfach U sind, sondern in die Rubrik VG gehören: Verdammt gut. Leider sind wir dabei auf ein Problem gestoßen. Ein Teil der Jury rief im Chor – was nicht einfach ist, bei einer Jury, die nur aus drei Mitgliedern besteht: «Torsten Sträter! Torsten Sträter!» Und die andere Hälfte – und eine Dreierjury zu halbieren ist noch schwieriger – rief: «Marc-Uwe Kling! Marc-Uwe Kling!» Worauf wir die salomonische Lösung wählten, und beschlossen, den Preis auf diese beiden Meister ihres Faches aufzuteilen.

Unsere bisherigen Preisträger waren Eva Menasse, Wolf Haas, T.C. Boyle, Joachim Meyerhoff, David Sedaris und Yasmina Reza. Lieber Herr Kling, lieber Herr Sträter – Sie setzen diese erlauchte Reihe würdig fort.